

Kleines Heim-ABC : F Freie Zeit - Freizeit - Ferien!

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue
suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **38 (1967)**

Heft 8

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

F Freie Zeit — Freizeit — Ferien!

«Die meisten Menschen richten sich nicht durch das Tempo ihrer Arbeit zugrunde, sondern durch das Tempo ihrer Erholung.»

Und wir müssen diesem Wort wirklich zustimmen, wenn wir an die vielen Opfer, nicht der Arbeit, sondern des Vergnügens denken: Opfer des Alkohols, des Nikotins, der Motorfahrzeugraserei, der Ferienflirts und vielem anderen mehr. Zu oft haben ja gerade wir in den Heimen diese Opfer zu pflegen und zu hegen. Ganz besonders bedauerlich sind die indirekten Opfer, die Kinder, die durch ihre irgendwie süchtigen oder verantwortungslosen Eltern zu verwahrlosen drohen.

«Seit zwei oder drei Generationen leben so und so viele Individuen nur noch als Arbeitende und nicht mehr als Menschen. Was im allgemeinen über die geistige und sittliche Bedeutung der Arbeit gesagt werden kann, trifft für sie nicht mehr zu. Die gewöhnliche Ueberbeschäftigung des modernen Menschen in allen Gesellschaftskreisen hat zur Folge, dass das Geistige in ihm verkümmert. Indirekt wird er schon in seiner Kindheit davon betroffen. Seine Eltern, in dem unerbittlichen Arbeitsdasein gefangen, können sich ihm nicht in normaler Weise widmen. Damit kommt etwas für seine Entwicklung Unersetzliches in Wegfall. Später, selber der Ueberbeschäftigung unterworfen, verfällt er mehr und mehr dem Bedürfnis nach äusserlicher Zerstreuung. Die ihm bleibende Musse in der Beschäftigung mit sich selbst oder in ernster Unterhaltung mit Menschen oder Büchern zu verbringen, erfordert eine Sammlung, die ihm schwerfällt. Absolute Untätigkeit, Ablenkung von sich selbst und Vergessen sind ein physisches Bedürfnis für ihn. Als ein Nichtdenkender will er sich verhalten. Nicht Bildung sucht er, sondern Unterhaltung, und zwar solche, die die geringsten geistigen Anforderungen stellt.»

Albert Schweitzer spricht uns ins Gewissen — fühlen wir uns betroffen? Ueberdenken wir noch einen Abschnitt aus einer Rede von alt Bundesrat Wahlen über «Hochkonjunktur und Menschenwürde»:

«Wir haben die materiellen Grundlagen zu einem Leben in Menschenwürde geschaffen und verstehen dieses Leben nicht zu leben. Wir verfügen über die Mittel, die uns die Freiheit geben könnten und lassen uns durch sie knechten. Wir meistern die Technik und machen uns doch zu ihrem Sklaven. Wir sind im Begriffe, die ganze Welt zu gewinnen und unsere Seele zu verlieren. Wir sind so sehr damit beschäftigt, mit allen Mitteln Zeit zu gewinnen, dass wir keine Zeit haben für die Dinge, auf die es wirklich ankommt. Wir sind im Besitze der Mittel, um das Schöne, Ideale und Gute in jedes Haus zu tragen und begnügen uns mit dem Abfall.»

Ueberblicken wir die Entwicklung des Heimwesens im letzten Jahrzehnt! Noch in den fünfziger Jahren waren Arbeitszeiten von 60, 70 und mehr Stunden in der Woche nicht Ausnahme, sondern Regel. Man arbeitete, setzte sich voll und ganz ein für seine Schützlinge, für sein Heim. Man war einfach da, wenn die Glocke läu-

tete, wenn irgendwo Not war. Noch in den fünfziger Jahren wurde diese Riesenarbeit zu oft um einen sehr geringen Lohn, als eigentlicher Gottes-Dienst geleistet. Man war erfüllt von seiner Aufgabe, der man aus Berufung diene — man hätte ja sowieso keine Zeit gehabt, um das Geld auszugeben: Wenn unser Dienst im Heim beendet war, hatten die Läden und Vergnügungsstätten bereits auch geschlossen. Man war froh, sich in seinem einfachen, kleinen und düsteren Zimmer niederlegen zu können (die «besseren» Zimmer waren selbstverständlich für die Schützlinge reserviert, die die finanzielle Grundlage des Heimes schufen, im Gegensatz zu den Heimmitarbeitern, die «kosteten»).

Mitarbeiterbesprechungen, Mitarbeitermitsprache, Freizeit für Heimmitarbeiter, Fortbildungskurse, grosszügige Ferienregelung waren bis gegen 1960 Fremdwörter im Heimwesen. Man arbeitete, bis man nicht mehr konnte. Heute ist diese Auffassung im Verschwinden begriffen, d. h. hat der vernünftigeren Betrachtung Platz gemacht, dass allen Beteiligten am meisten geholfen ist, wenn alle Mitarbeiter möglichst lange fit sein dürfen. Wir sind deshalb glücklich, dass sich die heutigen Arbeitsbedingungen im Heimwesen auch im Vergleich zu anderen Arbeitsstellen zeigen lassen dürfen.

Unsere Aufgabe ist es nun aber, diese gewonnene vermehrte Freizeit entsprechend richtig zu «geniessen». Wenn eine Heimmitarbeiterin ihre Frei- und Ferienzeit dazu benötigt, in einem anderen Heim als Patient wieder aufgerüstet zu werden, ist etwas falsch! Wenn aber — wie das nun leider oft festgestellt werden kann — die Ferien- und Freitage nur noch zu grossen Vergnügungstournées gebraucht werden, wenn die Frei- und Ferienzeiten zum Austoben, Ausleben und Geniessen verlebt werden, sind wir ebenso auf dem «Holzweg» oder auf der bekannten, berüchtigten schiefen Ebene.

«Wenn nur wenige einen befriedigenden Gebrauch von ihrer Freizeit machen, so liegt die Schuld nicht an der Freizeit, sondern bei den Menschen, die auf diese Musse keineswegs vorbereitet sind,»

schreibt der Berner Kulturkritiker Hans Zbinden. Die Freizeit hat uns überfallen! «Ja, ja, wie war es früher schön, da musste man nicht studieren, was man am Abend unternehmen sollte!» Wie oft kann man diesen Ausspruch hören! Die Arbeit, unsere Pflichten kannten wir. Wir wussten genau, was in diesem Moment, bei dieser Situation zu tun war. Was sollen wir nun in der vielen Freizeit tun? Was sollen wir in den langen Ferien «leisten»? Jetzt können wir all das unternehmen, was wir früher stöhnend und seufzend vermissten: lesen; ausruhen . . ., selbst untertags; wandern; vielleicht ein Gärtchen bepflanzen, denn im Garten wächst Glück!; unser Zimmerchen wohnlicher einrichten, zu einem Daheim machen; Fortbildung betreiben: das Leben, die Erkenntnisse schreiten fort, und wir sollten auf der «Höhe» sein; denken, nachdenken, überlegen, Ziel und Aufgabe von uns Menschen suchen . . ., nicht nur vegetieren oder in den Tag hineinleben; Anteil nehmen am öffentlichen Leben, im Kirchenchor, im Turnverein,

im Frauenverein, in der Partei — wir haben eine Verantwortung als Stimme der «sozialen Arbeit»; ein Hobby betreiben: «lismen», lesen, Briefe schreiben, zeichnen oder gar malen, modellieren, wenn auch stümperhaft, aber mit Freude, ja, meinetwegen selbst Kaffeetrinken oder Zigarettenrauchen, wenn diese «Süchte» uns wirklich zu erlösen und zu befreien vermögen!; Mensch werden im «Gstrütt», im Gestürm und Gezank unserer so entmenschlichten Zeit!

Zur Gestaltung unserer ureigensten Frei- und Ferienzeit kann es keine Rezepte geben.

*Sammele dich und kehre ein,
Lerne schauen, lerne lesen!
Sammele dich — und Welt wird Schein,
Sammele dich — und Schein wird Wesen.*

Soweit Hermann Hesse, und Johann Wolfgang Goethe rät konkreter:

«Der Mensch mache sich nur irgendeine Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören. Aber es muss etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, dass ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibt.»

Wenn wir Schweizer, und gerade auch wir Heimmitarbeiter, eine Krankheit in uns tragen, so die Sucht «Mehr»: mehr Genauigkeit, mehr Sauberkeit, mehr Tüpflein auf das I, mehr Geld, mehr . . .! Und darob verlieren wir die Sicht auf den Menschen, auf unser Menschsein. Drum machen wir es — zurzeit herrschen ja noch vielerorts Ferienzeiten — ein bisschen dem griechischen Schuhputzer nach («Nachahmung ist ja Anerkennung des Besseren») . . . wir können uns ja auch hinlegen, ohne die Luft zu verpesten! Wir können ja auch dem Dolce far niente frönen, ohne zu verkommen!

«Als ich meinem Schuhputzer in Griechenland sechs Zigaretten schenkte, packte er sein Schuhputzzeug zusammen — es war morgens 11 Uhr — und bedeutete mir, jetzt werde er den ganzen Nachmittag unter einem Baum liegen und rauchen. Er beehrte nicht mehr . . .!»

(Th. Bovet)
HMB

Echo (Fachblatt Nr. 4 und Nr. 7 1967)

Viva Basilea oder ein Charakteristikum der Ostschweiz

Wo nimmt Dr. Kobi die unguete Kritik über die liebevollen Berichte eines Bürgerheimvaters her? Wo nur holt man sich in Basel diese Schwerenot? Ich sass einst als zukünftige Fürsorgerin in einer Schulbank der SFSA Zürich, kann mich aber nicht erinnern, dass uns nur graue Theorie beigebracht wurde. Einer unserer Dozenten, der als Stadtarzt tätig war, liess jeweils Glossen über menschliche Schwächen von «Stapel», die die ganze Klasse erheiterten. Ich verrate ihnen, dass ich als Fürsorgerin gerne Witze aus der Basler Webstube mitanhöre, denn die meisten Erzähler dieser lustigen Berichte stellen damit ihre Zuneigung zu den

Gebrechlichen eindeutig unter Beweis. «Hesch scho öppis anders ghört, Mille?»

Wo bleibt denn unser Gemüt, unser Empfinden für alles Sonnige, das sich aus dem sonst ernstesten Alltag schält? Die Last der Verantwortung, die vielen Nöte, sie würden uns erdrücken, wenn wir nicht ab und zu mit Mitmenschen über gewisse Vorkommnisse herzlich lachen könnten! Die Art der Kritik, die über die Erzählungen von Herrn Hörler hinwegbrauste, ist nicht auf Schulweisheit zurückzuführen. Die Schreibende würde sich sonst ihrer Erkenntnisse schämen. Keiner ging am hilflosen Lazarus so unberührt vorbei wie der Schriftgelehrte und der Pharisäer.

Wiederholt sind in den letzten Exemplaren des Fachblattes die Schulen zart angegriffen worden. Herr Hörler und auch HMB — letzterer äusserte sich im Mai-Heft — haben doch vollständig recht, wenn sie die Weisheit der Theoretiker etwas «hoch nehmen». Das Fingerspitzengefühl, die Güte, das Einfühlungsvermögen — auch der Humor — sind uns nicht in der Ausbildungsstätte vermittelt worden. Die genannten «Stärken» wurden bestenfalls untermauert bzw. gefördert. Der Alltag zeigt uns laufend, dass wir alle, ob wir nun mit amerikanischen Methoden liebäugeln oder mit Fremdwörtern um uns werfen, Schüler des Lebens sind und bleiben.

F. Keller, Arlesheim

«Wer so die Art des feinen Mannes predigt . . .»

Im Fachblatt Nr. 4 hat E. Hörler, Hausvater im Bürgerheim Speicher, mit grosser Sachkenntnis und in feiner Art und Weise über die Bürgerheime der Ostschweiz und vom Zusammenleben mit deren Bewohner geschrieben. Die unterzeichneten Kommissionen möchten Hausvater Hörler für seine Veröffentlichung herzlich danken und sich mit seinen Ausführungen in jeder Beziehung solidarisch erklären.

Der Protest von Dr. E. E. Kobi, Heilpädagoge, Basel, im Fachblatt Nr. 7 müssen wir in dieser Form als eine geschmacklose Entgleisung bezeichnen. «Wer so die Art des feinen Mannes predigt, hat seine Lehre selbst erlernt!»

Die Vorstände der
Vereinigung Appenzellischer
Heimleiter
Vereinigung St. Gallischer
Heimleiter

NB. Wir ersuchen Redaktion und Vorstand des VSA, dafür besorgt zu sein, dass das Fachblatt den Fachleuten zur Verfügung gestellt wird. Auf Publikationen in der Tonart von Dr. E. E. Kobi ist unseres Erachtens zu verzichten.

Offener Brief an Herrn Dr. E. E. Kobi, Basel

Sehr geehrter Herr Doktor,

Dass ihr «Protest» in unserem Fachblatt veröffentlicht wurde, befremdet mich und noch viele andere Leser des VSA. Es ist nicht angebracht, dass sich zwei Herren aus der sozialen Arbeit öffentlich dermassen beschimpfen und dass ein Herr Doktor gegen einen einfachen,